

Nr. 169. Bromberg, den 26. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(13. Fortsetzung.) ———

Und nun war man plötzlich mitten drin in der Heimat und den Heimaterinnerungen. Das Gespräch wurde unterbrochen durch die beiden Mädelchen, die zum Gutenachtsagen kamen und Friede bewundernd anstarrten.

„Sie haben in meinen beiden kleinen Töchtern leidenschaftliche Verehrerinnen, Fräulein von Stetten", meinte Frau von Walther, die beiden kennen nichts Schöneres, als zu reiten, sehr zum Kummer von Fräulein Giesebrecht. Sie ist nämlich der Ansicht, daß Reiten nicht das einzige sei, was ein paar deutsche Mädels können müssen. Aber seit man von Ihrer Ankunft hier weiß, gibt es für meine beiden Strolche kein anderes Gespräch mehr, als Friede von Stetten und ihre Fanfare.

Die beiden kleinen Mädchen erglühten. Lachend sah Friede in die frischen Kindergesichter, in denen sich Vater und Mutter zu einer glücklichen Mischung vereinigt zu haben schienen.

„Also, wenn ihr mir versprecht, daß ihr euch nicht ablenken laßt, und Mutti und Fräulein Giesebrecht es erlauben, dann lasse ich euch einmal auf Fanfare reiten."

Da strahlten die Augen der Kinder. Ein Strom von Fragen über Fanfare, über das, was sie fraß, über das, was sie nicht fressen durfte, wie hoch sie springen konnte und anderes mehr ergoß sich über Friede. Freundlich und geduldig gab sie auf alles Antwort, bis Fräulein Giesebrecht mit einem Machtwort dazwischenfuhr. Man merkte es, die beiden Mädel gingen heute sehr ungern schlafen. Sie hätten Friede am liebsten überhaupt nicht mehr freigegeben.

„Ich schlage vor, daß wir den Kaffee auf der oberen Terrasse nehmen", meinte der Konsul. „Es ist kühler oben, außerdem habe ich noch einiges mit Ihnen zu besprechen. Ich deutete es Ihnen vorhin bereits an, mein gnädiges Fräulein."

Nun saßen sie oben auf der Terrasse des Hauses. Der südliche Himmel war bestickt mit tausend funkelnden Sternen. Der dumpfe Schrei fremder Nachtvögel kam ab und zu durch die Dunkelheit. Es duftete betäubend von unbekannten Blüten und Sträuchern.

„Das ist eine zauberhafte Nacht". Friede dehnte sich behaglich in dem Korbsessel, den der Diener ihr hingeschoben hatte. „Eine Nacht, eine Nacht so richtig zum Träumen.

„Dann tut es mir doppelt leid, mein gnädiges Fräulein, daß ich Sie am ersten Abend gleich mit sehr irdischen Dingen behelligen muß."

Konsul Walther sprach plötzlich in einem Ton, dessen Ernst von der leichten Plauderstimmung von vorhin merkwürdig abstach. Er blickte zu seiner Frau hinüber. Die nickte unmerklich.

„Wir bedienen uns selbst, Tonio", bedeutete sie dem Diener, der den Mokka aus der silbernen Kaffeemaschine einschenken wollte.

„Was ist, Herr Konsul?" fragte Friede etwas beunruhigt. Sie hatte wohl bemerkt, daß der Regierungsbeamte wünschte, das Gespräch ohne fremde Zuhörer mit ihr zu führen.

„Fräulein von Stetten, es ist keine so angenehme Aufgabe, die ich zu erfüllen habe, aber wir müssen darüber reden. Es handelt sich um das Turnier. Wir alle haben uns gefreut und gleichzeitig gewundert, daß Sie das Angebot Potosis angenommen haben, denn Mexiko-City hat kein Reitturnier ausgeschrieben. Die verantwortlichen Stellen hier haben andere Sorgen im Kopf, die Unruhen, die auf Havanna ausgebrochen sind, machen ihnen Schwierigkeiten."

„Und meine Kontrakte? Meine Abmachungen mit Potosi? Ich sollte nach dem Muster der deutschen Reitschule in Berlin in Mexiko ein ähnliches Institut einrichten, sollte Stunden als Gymnastik- und Reitlehrerin geben. Das alles soll Bluff sein, um mich hinüberzulocken?" Bestürzt sah sie den Konsul an.

„Es ist mir vor allem noch nicht klar, wo denn in der City überhaupt eine derartige Veranstaltung stattfinden sollte. Ein Gebäude wie den Berliner Sportpalast kennt man im ganzen Lande nicht. Und wenn so etwas in der City gebaut würde, wüßten wir es hier in Cruz alle Tage."

„Herrgott", rief plötzlich Margrit von Walther, ich bin aber wirklich ein Schaf."

„Na, na, so wahrheitsliebend brauchst du auch nicht zu sein, mein Liebes", lachte der Konsul und sah seine schöne Frau zärtlich an, „warum bist du denn ein Schaf, um mit dir zu reden?"

„Karl, die Reithalle in Mexiko-City! In der können drei Reitturniere auf einmal stattfinden, so riesengroß ist sie. Hast du denn die Halle auf der Bolivar vergessen, die sich Donna Victoria de Zapota hat erbauen lassen?"

„Natürlich, daran habe ich gar nicht gedacht. Du bist kein Schäfchen, Margrit, du bist eine sehr, sehr kluge Frau."

Friede fiel ein Stein vom Herzen:

„Eine Turnierhalle sagen Sie?"

„Und eine sehr schöne", bestätigte der Konsul. „Alle mit der Turnierhalle hätte es seine Richtigkeit, Fräulein von Stetten. Nur — nur der Platz, auf dem die Halle steht," er zögerte, „gefällt mir nicht mehr. Sie ist zwar groß und nach den Vorschriften letzter Technik errichtet, aber einen Haken hat die Sache doch."

Jetzt fiel Margrit von Walther ein. Energisch meinte sie:

„Geh nicht immer wie die Katze um den heißen Brei herum, Karl. Ich weiß schon, es ist dir peinlich, aber es hilft nichts. Außerdem ist Fräulein von Stetten kein kleines Kind und keine weltfremde alte Stiftsdame. Sie weiß, wie es im Leben zugeht. Und sie muß wissen, wo die Turnierhalle steht, damit sie sich innerlich damit einrichten kann.

„Aber wo denn um Himmels willen?" fragte Friede „Sie steht doch nicht etwa auf dem Popocatepetl, das ist nämlich der einzige Berg, den ich von Mexiko kenne. Und aussprechen kann ich ihn auch kaum."

Der Konsul Walther mußte trotz seiner Besorgnis lachen:

„Dort gerade nicht, aber auf einem reichlich schwierigeren Terrain, Fräulein von Stetten, nämlich auf dem Grundstück von einer Dame, die Senor Potosi ziemlich nahe stehen soll. Sehen Sie, Fräulein von Stetten, und das ist es, was uns bei der ganzen Geschichte ein wenig stört, die Beziehung Potosis zu Donna de Zapota ist ziemlich Landesgespräch in ganz Mexiko. Donna Zapota ist die berühmteste Reiterin hier, und dieses Zusammentreffen will uns nicht besonders behagen."

„Verehrter Herr Konsul", meinte Friede, „ich glaube, dieses Zusammentreffen sollte uns nicht beunruhigen. Ich habe ja mit dieser Dame de Zapota nichts weiter zu tun, und", sie lachte harmlos auf," eifersüchtig kann sie schwerlich sein, denn mit Don Potosi verbindet mich nichts anderes als diese rein berufsmäßige Abmachung. Ich werde mein Turnier reiten, und damit wird die Sache erledigt sein."

„Natürlich", meinte Frau von Walther und sah ihren Mann an.

Wir wollen das famose Mädel nicht kopfscheu machen, hieß das. Der Konsul nickte seiner Frau zu. Sie hatte einmal wieder, wie immer, recht. Geschehen war nun einmal geschehen. Aber Potosi wollte man sich doch einmal vornehmen.

*

Friede stand hinter der halb aufgestellten Holzjalousie ihres Zimmer. Der mexikanische Morgen trug noch einen Rest der nächtlichen Frische. Interessiert beobachtete sie das Straßenleben. Gerade vor ihrem Balkon hatte sich ein indianischer Salzverkäufer aufgestellt. Friede wußte, Salz war in Mexiko ein kostbarer Handelsartikel. Der Händler in seiner zerlumpten Tracht, den spitzen Basthut auf dem braunen Schädel, sah ungeheuer dekorativ aus. Friede wollte gerade ihren Photoapparat holen, als ein Rufen zu ihr heraufdrang. Unten stand ein Mann, der sie mit seinen scharfen Augen erspäht hatte. Es war ein Seidenwarenhändler. „Aqui, aqui, la seda legitima de Francia y la mas barata". Der Händler hielt einen großen farbenschillernden Ballen zu ihr empor. Mit leidenschaftlichen Worten lud er sie in halb spanisch-mexikanischem, halb Indianerdialekt ein, von ihm zu kaufen. Seine Seiden wären echt französischer Herkunft. Daß das Fremde nicht lockte, begriff der tüchtige Verkäufer nicht. Friede floh schließlich lachend von dem Fenster. Wenn sie hier noch lange stehenblieb, würde sich ein ganzes Warenhaus hier unten auftun. Und ihre Sprachkenntnisse waren so gering, daß sie gar nicht wußte, wie sie die Leute abwehren sollte. So ließ sie schnell die Jalousie herunter, gerade in dem Augenblick, als Senor Potosi in seinem Wagen vor dem Konsulat vorfuhr. Er trug zwei große Orchideensträuße für die Damen in der Hand und war ziemlich enttäuscht, als er nicht in die Privatgemächer, sondern in das offizielle Arbeitszimmer des Konsuls geführt wurde.

Konsul Walther erschien sehr bald. Seine reservierte Art zeigte Potosi, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Walther ging sofort auf sein Ziel los.

„Ich bin Ihnen dankbar, Senor, daß Sie mir Gelegenheit geben, mit Ihnen allein zu sprechen. Ich habe einige Fragen, das Reitturnier Fräulein von Stettens betreffend."

„Hat die Senorita Sie beauftragt, Herr Konsul, mich zu befragen?"

„Das nicht, Senor Potosi, aber ich bin von meiner Regierung hierhergesetzt, um über die Interessen aller Deutschen zu wachen. Besonders dann, wenn sie fremd im Lande sind. Ich muß Sie also bitten, mir sichere Garantien für Fräulein von Stetten zu geben, sonst müßte ich ihr abraten, das Turnier zu reiten. Darf ich Sie daher um sichere Unterlagen dafür bitten, daß die Stadt Mexiko ein Reitturnier veranstaltet, für das sie Senorita Stetten einwandfrei verpflichtet hat?"

„Dios mio, Herr Konsul! Was ist das für eine Rede unter Caballeros?!" Potosi war bleich vor Wut, konnte sich aber noch höflich beherrschen." Einen regelrechten Kontrakt habe ich mit der Senorita nicht abgeschlossen. Sollte ich denn mit der Dame umgehen wie mit einem Angestellten? Mit dem schließe ich einen regelrechten Kontrakt, aber doch nicht mit einer Lady!"

„Und wo wird das Turnier stattfinden? Wer finanziert es und trägt die Verantwortung dafür?"

„Heiliger Carampio! selbstverständlich ich, Luis Potosi. Wollen Sie mich beleidigen, Senor Konsul?"

Sehr ruhig kam es zurück:

„Sachliche Fragen können doch nicht beleidigend sein, Senor. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir antworten würden."

„Wo das Turnier stattfinden wird?" fragte Potosi mühsam beherrscht. „In einer der modernsten Sporthallen der Welt, die tausend Zuschauern Platz gewährt. Sie liegt auf dem Terrain Don Claudio de Zapota, ein Name, der wohl jeder Kritik standhält, Senor Konsul."

Am liebsten hätte Konsul von Walther gesagt, daß dafür der Name Victoria de Zapotas in aller Munde war und jeder Kritik ausgesetzt, aber damit hätte er Privatdinge berührt, und das ging über seine Befugnis. Nur etwas anderes konnte er fragen:

„Wo wird Senorita von Stetten wohnen und wo wird ihr Pferd mit seinem Begleiter untergebracht sein?"

„Die Senoriata wird im „Cardenas" ein Appartement beziehen. Das Pferd und der junge Jockey werden in Don Claudio de Zapotas Stallungen untergebracht werden. Sind Sie mit dieser Auskunft zufrieden?"

„Jawohl, Senor!" Walther sah, es ließ sich nichts mehr einwenden. Ein besseres Hotel als das „Cardenas" gab es in ganz Mexiko nicht. Auch die Unterkunft für Spatz und das kostbare Pferd konnte kaum besser sein. Blieb nur noch die Frage der Turnierveranstalter zu klären.

„Und wie steht es mit den Verantwortlichen für die Vorführungen?" Konsul Walther ließ nicht locker.

„Der mexikanische Rennverein und ich haben die notwendigen Summen gezeichnet, für uns eine Kleinigkeit, Senor."

Potosi erhob sich:

„Doch jetzt gestatten Sie mir wohl, daß ich Ihren Damen meine Aufwartung mache und die Hand küsse. Außerdem muß die Senorita von Stetten mit mir aufbrechen. Es wird höchste Zeit, wenn wir den Zug erreichen wollen. Mein Salonwagen ist ihm angehängt und ein besonders geräumig gepolsterter Wagen für den Transport des Reitpferdes. Werden Sie zu dem Turnier zu uns herüberkommen, Senor? und darf ich die verehrte Senorita Walther und Sie als meine Gäste betrachten?"

„Wir werden dann leider auf einer Reise nach Kochimilos sein", lehnte der Konsul steif ab. „Jetzt entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich möchte Fräulein von Stetten Bescheid sagen. Meine Frau wird außerordentlich bedauern, Sie nicht empfangen zu können. Sie ist, wie Sie wissen, leidend, und ruht noch."

„Oh, das bedaure ich unendlich. Würden Sie dann die große Güte haben, ihr diesen Strauß von mir zu überbringen?"

„Vielen Dank. O wie liebenswürdig von Ihnen", sagte Konsul Walther. Aber er schien über diese Aufmerksamkeit für seine Gattin nicht sehr erfreut. Er legte den Orchideenstrauß achtlos auf den Tisch. Während Potosi, erfüllt von dem Gefühl der Demütigung, sehr verärgert auf Friede wartete, hatte der Konsul noch ein kurzes ernstes Gespräch mit Friede.

„Seien Sie vorsichtig, mein gnädiges Fräulein", warnte er. „Setzen Sie nicht allzu großes Vertrauen in den mexikanischen Rennverein. Vor allen Dingen achten Sie auf Fanfare. Nehmen Sie noch einen Deutschen zu Fanfares Pflege an. Es gibt genug brotlose Volksgenossen hier in diesem Lande."

Aber ich habe doch Spatz, Herr Konsul."

„Ihr Spatz mag ein noch so tüchtiger gewitzter Junge sein, aber er versteht die Landessprache nicht. Außerdem sehen bekanntlich vier Augen mehr als zwei. Also ein tüchtiger, zuverlässiger Deutscher, der das Mexikanische beherrscht und seinen Mann zu stehen weiß, das ist es, was Sie brauchen. Im übrigen habe ich unsere Gesandtschaft drüben bereits benachrichtigt.

Unser Presseattaché wird Sie sofort aufsuchen und sich Ihnen zur Verfügung stellen. Ist alles klar zwischen uns, gnädiges Fräulein? Vergessen Sie auch nicht, daß Sie in meiner Frau und mir gute Freunde besitzen, die immer für Sie zu haben sind."

„Danke!" Friede brachte nicht mehr heraus. Der Abschied von Konsul von Walther und seiner warmherzigen Frau wurde ihr plötzlich schwer. Es war, als ob sie das letzte Stückchen Heimat mit ihnen verließe. (Forts. folgt.)

Stromwasser.

Eine Sommergeschichte von Wilhelm Schnssen.

An der Vereinigung zweier Flüsse hatte die Stadt große Badeflöße gebaut. Fahnen schlugen in der würzigen Luft, die breit aus den fernen Bergen heranflog, und ein hochsommerlicher Himmel blaute über allem.

Am Ufer saßen und lagen sonngebräunte Menschen in Badekleidern auf dem grünen Rasen oder lustwandelten unter den Weiden am Rand des Wassers.

Jörg Hartmann riß Mund und Augen auf. Im Städtlein, in dem er sich in einem Internat auf seinen Beruf vorbereitete, gab es so etwas überhaupt nicht, schon darum nicht, weil dort kein richtiges Wasser vorhanden war.

Er stand in einem gemieteten Badeanzug neben einer Leiter, die in ein himmlisches Sommerstromwasser hinabführte. Er war offenbar der einzige Gast mit noch gänzlich weißer Haut. Er schämte sich regelrecht darüber, er fühlte sich übernackt und richtig bloßgestellt vor diesen braunhäutigen Scharen.

Gerade in dem Augenblick, als Jörg dies dachte, schwang sich dicht neben ihm eine wundervolle Frau in blauem Badeanzug, weißem Gürtel und blauer Haube, an der etwas Weißes blitzte, so tapfer ins tiefe Wasser hinab, daß der Strom aufschäumte vor Wonne. Und dann blickte sie auch noch zu ihm herüber, als er, hingerissen vor Bewunderung, ihre anmutig kühne Gestalt in sich hineintrank. Er errötete unter ihren Augen bis in die Haare und schämte sich jetzt doppelt darüber, daß er so weiß und blutt war.

Nun stieß die furchtlose Schwimmerin rücklings in den grünen Strom hinein, indem sie mit beiden Füßen Schaum und Gischt emporschlug. Sie lachte ihn jetzt offen an und sah aus wie eine Wassergöttin.

Jörg hielt sich krampfhaft an der Leiter. Ach, daß man jetzt nicht ebenfalls in dieser wunderbaren Art schwimmen und tauchen konnte!

„Können Sie auch richtig schwimmen, hehe?" fragte nun tatsächlich ein Badewächter, der am Floßrand neben einem Rettungskahne saß.

Jörg fühlte eine Blutwelle in sich hochgehen. „Jawohl", antwortete er kurz.

Der Wächter musterte den weißhäutigen Badegast und spähte dann wieder in sein Wasser hinaus, wo die Köpfe der Schwimmer zwischen tanzenden Sonnenlichtern wie treibende Vögel schaukelten.

Ich kann doch schwimmen, dachte Jörg grollend; denn er hatte es sich einst als Knabe wahrhaftig keine geringe Mühe kosten lassen, diese Kunst zu lernen. In selbstverfertigten Schwimmgürteln aus grünen Binsen hatte er in den Weihern seiner Heimat halbe Tage hindurch im Wasser gelegen. Man schwamm dort von jeher in einer Art Kraulerstil wie die Hunde weit übers Röhricht hinaus. Aber seit Menschengedenken war dort niemand ertrunken; denn es herrschte unter der badenden Jugend von jeher ein fabelhafter Kameradschaftsgeist, und die Mahnungen der Mütter waren ja auch uralt und höchst eindringlich...

Nun blinzelte der Badewächter schon wieder zu ihm herüber. Da riß sich Jörg denn rasch von seiner Leiter los, stieg eine Ufertreppe empor und schritt unter den gebräunten Scharen auf mehlfeinem Sande im Ufergebüsch stromaufwärts.

An einer Stelle, wo sich eine Menge Badender ins Wasser stürzte, schmiegte er sich ebenfalls hinein. Er wollte nichts Waghalsiges unternehmen, er hatte noch nie in einem solchen großen Strom gebadet, und er hatte namentlich auch noch nie wie heute gefühlt, wie weit entfernt er noch von einem richtigen Schwimmer war; denn er hatte noch nie in seinem Leben jemand so unerhört gut schwimmen und tauchen gesehen wie jene schöne Frau, deren Badehaube er immer noch in der Ferne blitzen sah.

Der Strom nahm ihn auf wie eine Flut von lauter Musik. Es war ganz unsäglich beglückend, sich diesem gewaltigen, ungestüm jagenden, brausenden, köstlichen kühlen, Wasser hinzugeben, sich von ihm tragen und forttragen zu lassen. Jörg fühlte sich mitgerissen wie von den Tönen einer wundergewaltigen Orgel. Allein er vernahm in seinem inneren Ohr nun auch die warnende Stimme seiner Mutter von damals, als er noch in den heimatlichen Weihern gebadet hatte. Er blieb also immer in Ufernähe und schwamm vorsichtshalber auf das nächste Badefloß zu. Und er hielt sich, als er hier angelangt war, an einem Tau fest, um ein wenig auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln.

„Hab mir's gleich gedacht", bruttelte nun aber der Badewächter. Er machte auch sogleich seinen Kahn los und brüllte Jörg erregt an: „Was wollen Sie überhaupt hier in der starken Strömung, Mensch? Hier ist doch kein Ort für Nichtschwimmer! Erst macht man sich frech und dann schreit man um Hilfe wie ein kleines Kind. Ich kenne das. Heraus, marsch!"

Jörg Hartmann wollte erwidern, daß er nur vorsichtshalber ein wenig raste. Doch der empörte Mann tobte immer wütender drauflos: „So ein käseweißer Hasenfuß! So einer gehört in die Badewanne! Hehe! Also raus, marsch!"

Da fuhr dem Jörg aber plötzlich etwas Herrlichtrotziges, Wildkühnes, wundersam Beseligendes ins Herz, das Höchste und Letzte in ihm aufwühlend. Er lachte also dem Scheltenden hellauf ins Gesicht, warf seine weißen Arme hoch in die Luft und stürzte sich mit einem mächtigen Schwung weit in die blauglitzernde Flut hinaus.

„So ein Frechdachs!" hörte er den Wächter immer noch schelten. Doch er lachte jetzt nur und überließ sich mit allem, was er war, der wundersam untergründigen, wilden Gewalt des flimmergrünen, blühenden Stromes. Er geriet, immer stromabwärts treibend, in ein Gebiet von hüpfenden Wasserbergen hinein und ritt mit ihnen um die Wette. Er hörte den Strom mit allen seinen Stimmen singen und tausend Bäche, Innen- und Unterströme in ihm rauschen. Er geriet in ein Wassertal hinab, wo ein aufbrüllender Bach vom Ufer her seinen Gischt wie perlende Milch verkochte...

Aber dann stieß er sich plötzlich an etwas Hartem. Er unterdrückte einen Schrei; denn er empfand einen Stich über dem rechten Knie. Und wieder erinnerte er sich lebhaft der Mahnungen seiner Mutter in Knabenzeiten. Er erspähte jetzt auch sofort einen am Ufer angebundenen leeren Kahn, auf den er nun eiligst zuschwimmen wollte.

Allein es ging jetzt gegen den Strom, es ging auf einmal gegen alles, was diese wildrauschenden, dunklen Wasser im Sinne hatten, und sie zeigten sich nun sofort von ihrer anderen Seite. Sie lähmten dem ans Ufer Strebenden die Glieder, rissen ihn wie einen Abtrünnigen wild zurück und preßten ihn ergrimmt an sich.

Dem Jörg stieg das Fieber in den Kopf. Mit verzweifelter Kraft rang er jetzt gegen die schrecklichen Gewalten der Tiefe. Er kam auch bis auf Handbreite an den Kahn heran. Er erhob schon den Arm, um sich daran festzuklammern. Doch da griff er nun plötzlich ins Leere. Das Holz schien ihn regelrecht zu fliehen, und sein Arm sank aus der Luft wie ein toter Vogel den die Kugel des Jägers getroffen.

Einen Schrei noch stieß Jörg aus. Dann ließ er sich wieder von den wie im Triumph aufjubelnden, klatschenden Wellen mitforttragen. Er ritt in ihnen einer großen Steinbrücke mit hohen Pfeilern entgegen. Es dünkte ihn, als sei er jetzt selber Strom geworden, er schien alles andere in sich völlig verloren zu haben...

Dann war es ihm, als ob das Antlitz einer wundervollen Frau sich wie in einem schönen Traum über ihn neigte und ein unsäglicher Mund ihn in einen ewigen Schlummer hineinküßte. — —

„So ein Frechdachs, so ein käseweißer", hörte er sich nun aber urplötzlich anreden. Er blinzelte verdutzt aus seinem Schlaf heraus.

„So ein sträflicher Übermut! Sie können sich jetzt auf den Knien bei jener Dame bedanken; denn wenn die nicht zufällig in Ihrer Nähe gewesen wäre und Sie herausgefischt hätte, lägen Sie jetzt in Fetzen auf dem Grund des Stromwassers. Laufen Sie ihr nur gleich nach! Ich kenne sie nicht einmal; sie hat mich geholt und mir gesagt, unter diesem Weidenbusch liege ein Verunglückter... So ein Frechdachs, so ein käseweißer!"

Todblaß und zerschlagen wankte Jörg in seine Kabine, wo er sich das Knie verband. Dann kleidete er sich mühselig an und machte sich, ohne daß er seine Retterin noch einmal zu Gesicht bekommen hätte, erschöpft auf den Weg. — — —

Zwar erzählte Jörg Hartmann seinen Freunden im Internat nur das Allernötigste dieses Sommerurlaubserlebnisses, allein ihre Phantasie gab keine Ruhe, und eine Zeitlang bildete er die willkommene Zielscheibe eines übermütigen Spottes.

Als aber dann anläßlich der Staatsprüfung ein Kommissar aus der Hauptstadt im Internat eintraf und ein Aufsatzthema mitbrachte, worin Jörg von seinen letzten und geheimsten Stromkenntnissen plötzlich einen ganz ungeahnten Gebrauch machen konnte, ging er überaus glücklich durchs Ziel. Und er erhielt, namentlich auch infolge dieser aus seinem Innersten gespeisten, hervorragenden Prüfungsarbeit sogleich eine aussichtsreiche Anstellung in der Hauptstadt.

Er hatte es also keineswegs zu bereuen, daß er sich damals, aller Warnungen spottend, sozusagen wie ein Held mitten in den aufbrausenden, wildgewaltigen, untergründigen Strom gestürzt hatte. —

Wer jene Dame war, die ihn herausgefischt, und ob sie sich tatsächlich aus Mitleid über ihn gebeugt und ihn sogar geküßt hatte, konnte er ja niemals feststellen. Er wußte nur, daß sie kühn und kraftvoll und dennoch so schön und voll Anmut gewesen war, wie er seitdem nie wieder eine Frau gesehen hatte.

In jedes Stromwasser aber sah er seit jenem Hochsommertag mit ganz neuen Augen hinab.

Das Korn des blinden Huhnes.

Erzählung von Gerda von Below.

„Zuweilen findet selbst das blinde Huhn ein Korn", lautet ein Sprichwort. Dieses Sprichwort hat Fleisch und Blut für mich gewonnen, und zwar in der Erinnerung an eine Begebenheit, die über zwanzig Jahre zurückliegt.

Die blinde Henne, die das Körnlein fand, hieß Josephine, genannt „Phinchen". Sie stammte aus Österreich und war in eine kleine, norddeutsche Küstenstadt verschlagen worden. Dort hauste sie schlecht und recht bei einem Kaffeehausgeiger.

Auf welche Art ihr die Gnade ihres außergewöhnlichen Fundes zuteil geworden ist, wird Geheimnis bleiben. Die Tatsache, daß sie das Körnlein fand, macht Phinchen unsterblich, und es geschah vor etwa zweieinhalb Jahren, daß ich dem Phinchen ein Denkmal setzte, ganz still für mich auf dem Grunde des Herzens. Dieses aber trug, wie alle echten Denkmäler des Herzens, ein stetes Wachstum in sich, und heute spüre ich, daß der Raum eines einzelnen Herzens nicht mehr ausreicht, um es zu bergen.

Phinchen war natürlich kein Huhn, sondern eine Frau; und das Körnlein, das sie fand, ist eine Wahrheit. Der Fund jedoch geschah zu einer Zeit, die noch mit Dunkelheit umschloß, was in diesem Körnlein an gewaltiger Keimkraft schlummerte . . .

Es war 1914. Der Dunst der schweren Julitage hing in den Straßen. Die Luft war beklemmend. Die Menschen hatten alle gespannte Gesichter, und vielen war anzusehen, daß sie kaum mehr schliefen. Wir alle fühlten das Unabwendbare. Und doch versuchten es die Menschen noch ab und an mit der Fröhlichkeit, es wurde sogar zuweilen getanzt.

Ich selber, obgleich ein blutjunges Ding, hatte das Tanzen schon aufgegeben, zumal der Weg nach einem Gartenfest mich unversehens über den Kirchhof geführt hatte. Meinem Begleiter mochte die Stadt in der Dunkelheit fremd gewesen sein! Mir war sie auch am Tage fremd. Ihre Strandfeste hatten mich hingelockt, ihre guten Turniere, ihre sommerlichen Konzerte.

Den schmalen Rest dieser unvergeßlichen Tage verbrachte ich in einem Kreise von älteren Damen, und es fügte sich, daß eine von ihnen gelegentlich einen Namen nannte. Dieser Name hätte mir natürlicherweise gar nichts gesagt, wenn ihm nicht mit allem Nachdruck das Wort „Wahrsagerin" beigegeben worden wäre! An einem frühen Nachmittag, als die älteren Damen ihr Nickerchen machten, ging ich auf die Suche. Die Straße lag am Rande der Stadt und grenzte an kleine Gärten mit alten Birnbäumen. Das Haus unterschied sich in nichts von anderen Häusern. Neben der wurmstichigen Tür hing an einem langen, rostigen Draht ein hölzerner Griff. Ich war ein wenig beklommen, als ich ihn in die Hand nahm. Dann aber zog ich kräftig. Der Glocke, die im Hausflur anschlug, folgte sogleich ein schlurfender Schritt. Die Tür ging behutsam auf, und vor mir stand ein Mann in mittleren Jahren. Er hatte ein blasses, aufgeschwemmtes Gesicht. Das dunkle Haar fiel strähnig über die Augen, so daß ich den Blick nicht fangen konnte. Aber der Mund verzog sich zu einem verbindlichen Lächeln, als er sagte: „Sie möchten zum Fräulein Josephin?" Im gleichen Augenblick ertönte von drinnen eine ungeduldige Frauenstimme: „Frietzl!" und noch einmal: „Frie——tz!"

Der Mann beeilte sich. Ich bat ihn, voranzugehen, und ich sah, daß er hinkte.

„Phinchen, ich bring Dir wen", beschwichtigte er, als er mich einzutreten bat. Es klang zart und unterwürfig. In der niedrigen Stube, die durch eine Wand von Kistendeckeln mit anschließender Portiere notdürftigst in zwei Hälften geteilt war, saß hinter einer kahlen, runden Tischplatte das Phinchen! Ich bot etwas befangen „Guten Tag", Phinchen nickte nur und blieb sitzen, in den Rahmen ihres hohen, mit schwarzem Wachstuch überzogenen Sofas gespannt. Ihr kleiner, massiger Rumpf, eingezwängt in eine graue Puffärmeltaille, trug den großen, plumpen Kopf auf einem zu kurzen Halse. Er zeigte eine lebhafte Atemtätigkeit, während die schweren, etwas geröteten Augendeckel, die sich gleich nach dem Gruße wieder gesenkt hatten, dem rundlichen Gesicht und besonders der breiten, ein wenig glänzenden Stirn etwas Unbewegliches gaben. Ein eigenes Leben schien das Haar zu führen. Es flammte in rotblonden Büscheln regellos um den Kopf.

Neben zwei sehr weißen, gepolsterten Händen, die über der Tischplatte ineinander ruhten, lag ein abgegriffenes Kartenspiel. Und während nun die Hände sich lockerten, ehe sie danach faßten, blinzelte mich das Phinchen unentwegt an, nur so von unten herauf, nicht sehr behaglich. Bis „es" schließlich ein paar Fragen an mich richtete, die mir belanglos vorkamen. Das Mischen der Karten vollzog sich dann mit einer Geschwindigkeit, der ich kaum zu folgen vermochte. Dazwischen mußte des öfteren „abgehoben" werden; auch wurde eine bestimmte Anzahl von Karten beiseite gelegt und endlich auf eine besondere Weise dem Ganzen wieder eingefügt. Das alles geschah nach sorgfältig beachteten Regeln. Doch was allein mich daran fesselte, war der eigentümlich schwingende Rhythmus der Handbewegungen, durch die das Phinchen, ganz von innen heraus, in Gang kam; und zwischen uns fing ein Strom zu kreisen an, der uns für geraume Weile nicht mehr ausließ. Endlich befanden sich sämtliche Karten der Reihe nach auf der Tischplatte. Phinchen machte Orakelsprüche, die mich nur wenig zufriedenstellten, weil sie nichts anderes besagten als das, was ich mir im Augenblick brennend wünschte. Ich war enttäuscht!

Doch Phinchen konnte auch anders. Denn jetzt geschah das Wunderbare: Phinchen unterbrach sich plötzlich, an meinem harten Schweigen verspürend, daß da ein junger Mensch saß, der in seiner Leidenschaftlichkeit vom wirklichen Leben anderes zu fordern gewillt war als die Erfüllung nächstliegender Wünsche. Mit einer jähen Bewegung der Rechten fegte das Phinchen die Karten vom Tisch, so daß sie laut auf den Boden klatschten. In dem Gesicht mir gegenüber stand jetzt der Mund ein wenig offen, so wie bei einem Menschen, der auf etwas Bestimmtes horcht, während die Augen sich völlig geschlossen hatten. Die linke Hand schien einen Weg ertasten zu wollen, so wurde sie, langsam hin- und herstreichend, durch die Luft gezogen. Dann hörte ich eine veränderte Stimme sagen: „A'n mächtigen Krieg wer'n wa hoa'm. Lang. Sähr lang. Aber . . die da ob'n . . wissen S'" — entsprechende Daumenbewegung dazu — „die da ob'n, die wer'n's halt oalle nimmer schaffen. — Da wird amoal a ganz anderer . . . a Volkskind, gar a süddeutsches, Handwerker oder so . . . s Der wird's Euch oalle retten kommen."

So sprach das Phinchen Ende Juli 1914. Mehr sagte es nicht, und ich meine, das war genug. — —

Diese sonderbare Begebenheit hatte sich für lange Jahre in mir vergraben. Ja, ich hatte sie sogar fast vergessen. Bis sie dann — im Frühjahr 1933 — angesichts unserer glühenden Fahne ihr volles Leben zurückerwarb und ich dem Phinchen im stillen ein Denkmal setzte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.